

* 05.03.1913 in Telfs

† 19.12.1982 in Telfs

Baupolier

„Um meinem vergangenen Leben einen Sinn zu verleihen, will ich den Nachkommen von meinem Dasein einen Überblick geben. Ob sie lächeln oder nicht, sage ich nur: „Ihr habt's die "30er Jahr" nicht mitgemacht, ich übrigens auch nicht. „Ich habe mich vorher ins Ausland abgesetzt.“

Infolge eines Gerüstbruches beim Bau des Gouverneur-Gebäudes in Algier, wo ich als Vorarbeiter gearbeitet habe, bin ich 13 m abgestürzt. 4 m vor dem Boden ist eine Strebe vorgestanden. Auf diese bin ich gefallen, habe mich in der Luft gedreht und bin dann mit dem Kopf voran auf eine „Terrasse“ gestürzt. Ich hörte noch einen Schrei auf der anderen Seite der Straße, dann dachte ich nur noch - zuerst mit den Händen aufkommen - danach wußte ich nichts mehr. Ich wurde in die Klinik gebracht, wo ich 4 Tage in einem Einzelzimmer lag und bewußtlos war. Dann erwachte ich. Ich hatte einen 15 cm langen Schädelbruch, infolgedessen mir eine kleine Silberplatte eingesetzt werden mußte. Weiters einen offenen, gesplitterten Handgelenkbruch, der ebenfalls operiert werden mußte. Die Silberdrähte, mit denen die Knochen „zusammengeflickt“ wurden, habe ich heute noch im Arm. Übrigens habe ich dann später erfahren, daß ein Italiener, dem bei dem Gerüstbruch ein voller Mörteltrog direkt auf den Kopf gefallen ist, sofort starb. Ein Südtiroler, der von mehreren Ziegeln getroffen wurde, ist während des Transportes in das Krankenhaus ebenfalls gestorben. Ich hatte das Glück, von einem Chirurgen, der 1926 beim großen „Riff-Aufstand“ aus Paris herbeigeht wurde, behandelt zu werden. Ich lag 7 Monate in der Klinik.

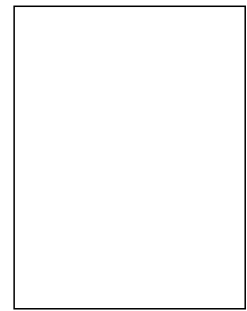
45 Jahre später, im 78er Jahr, hatte ich plötzlich einen Anfall und war bewußtlos. Der Arzt kam und schickte mich sofort in die Klinik, wo ich 9 Tage lag. Danach konnte ich nach Hause. Ich hatte keine Beschwerden mehr. 5 Tage später fuhr ich mit dem Auto nach Straßberg und wollte eine Bergtour machen. Beim sogenannten „Jagerstein“ hatte ich dann wieder einen Anfall. Ich konnte gerade noch das Auto rechts an den Straßenrand fahren, den Motor abstellen und den Gang einlegen, wozu ich schon die linke Hand benutzen mußte, weil ich in der rechten kein Gefühl mehr hatte. Das konnte ich noch tun. Meine Kameraden fuhren vorbei, sahen mich und dachten - was macht denn der Ludwig hier? Der sieht schon wieder etwas. Nach fünf Minuten war der Anfall vorbei, doch ich war halbseitig gelähmt. Ich drehte in einer Kurve um und fuhr mit dem 1. Gang nach Hause,

das alles mit der linken Hand. Meine Frau war gerade in der Kirche, sodaß ich alleine die „Bergkluft“ aus- und den Pyjama anziehen mußte. Ich wollte zum Nachbarn gehen, einen Arzt anrufen, doch ich bekam schon wieder einen Anfall, diesmal einen viel stärkeren. Ich fiel zu Boden. Als meine Frau nach

Hause kam, sah sie mich dort liegen, das Gesicht verzogen und total unbeweglich. Ich konnte auch nicht mehr sprechen. Sofort wurde der Arzt geholt. Man brachte mich in die Klinik. Ich kam in die Neurologie. Dort fanden die Ärzte erst nach 9 Tagen heraus, was mir fehlte. Mir wurde in die Halsschlagader Radium gespritzt, beim darauffolgenden Röntgen konnte eine Gefäßveränderung festgestellt werden. Dies war eine Folge der Operation (Unfall) in Algier. Sofort am nächsten Tag wurde ich von Prof. Klose operiert. Ich lag 5 Wochen in der Intensivstation. Das Gesicht war verzogen, ich konnte weder sprechen noch essen und wurde künstlich ernährt. Nach eineinhalb Monaten wurde mir bei einer 2. Operation die sterilisierte Schädeldecke wieder eingesetzt. Von da an kamen täglich zwei Sprachlehrerinnen, um mir das Sprechen wieder zu lernen. Das war eine Sache für sich.

Am Heiligen Abend machte Prof. Klose Visite und beurlaubte 3 von meinen Zimmernachbarn auf 4 Tage. Ich hatte erst 6 Tage vorher die Schädeldecke eingesetzt bekommen und daher keine Hoffnung, auch das Weihnachtsfest zu Hause feiern zu können. Um 4 Uhr Nachmittag kam eine Schwester und schickte mich zu Prof. Klose. Dieser legte mir einen Spezialverband an und gab mir 11 Tage Weihnachtsurlaub. Wie konnte ich aber jetzt noch rechtzeitig heimkommen? Zu meiner großen Überraschung hatte jedoch Prof. Klose schon alles in die Wege geleitet. Mein Schwiegersohn wartete bereits mit dem Auto vor der Klinik. So war ich am Heiligen Abend zu Hause und konnte das Fest mit der Familie feiern.

Prof. Klose flog jede Woche einmal nach Bozen, um im dortigen Krankenhaus Kopfoperationen durchzuführen, weil dort ein Neuro-Chirurg fehlte. Während einer Operation - die Schädeldecke war bereits entfernt und Prof. Klose wollte gerade den Eingriff vornehmen - fiel er plötzlich um und war infolge eines Herzversagens sofort tot. Das restliche Operationsteam konnte den Eingriff nicht durchführen, sodaß auch der Patient starb. Das alles geschah während meines Weihnachtsurlaubes. Prof. Klose wurde mit allen Ehren in Götzens beigesetzt. Nach seinem Tode übernahm Prof. Twerdy die Behandlung. Heute noch



muß ich von Zeit zu Zeit zur Beobachtung und zum EEG in die Klinik. Von Prof. Klose hatte ich Tabletten bekommen, die ich täglich nehmen sollte. Nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus bekam ich zu Hause ab und zu wieder kleinere Anfälle. Nach neuerlicher Blutabnahme stellte der Arzt fest, daß ich die wichtigste Tablette nicht einnahm. Nun befolgte ich die Ratschläge des Arztes, nahm pünktlich vor dem Schlafengehen die Tablette und seither habe ich keine Anfälle mehr. In der Früh habe ich öfters Krämpfe in der lahmen Hand, die aber nicht schmerzhaft sind. Wegen der Tabletten kann ich längstens bis 5 Uhr früh schlafen, danach fange ich an zu grübeln, werde auch depressiv, und in solchen schlaflosen Nächten bin ich auf den Gedanken gekommen, meine Erinnerungen niederzuschreiben.

Ich bin am 5. 3. 1913 im Unterdorf Nr. 7 im 1. Stock, es war mein Vaterhaus, auf die Welt gekommen. Ich war das dritte Kind und hatte noch zwei ältere Schwestern. Mein Vater war gerade 8 Jahre alt, als sein Vater starb. Er hatte noch fünf Schwestern und einen Bruder. Mein Großvater war Maurermeister. Er war beim Bau der Schindler-Fabrik beteiligt. 3-4 Jahre nach dem Tode des Großvaters starb auch die Großmutter. Ein naher Verwandter wurde vom Gericht als Vormund für alle Kinder bestellt. Der Bruder meines Vaters starb im Jahre 1917 infolge eines Lungenleidens, welches er sich beim Brand in Zirl 1912 zugezogen hatte. Zwei seiner Schwestern rissen im Alter von etwa 16-17 Jahren von zu Hause aus und gelangten zunächst nach Bremen. Von dort schrieben sie erst nach Hause und teilten mit, daß sie nach Amerika auswandern werden. Da sie noch minderjährig waren, war dazu eine Sondergenehmigung des österreichischen Konsulates in Bremen erforderlich, welche sie auch erhielten. Eine davon hat es zu finanziellem Wohlstand gebracht. Sie kam 1922 auf Besuch und nahm noch eine weitere Schwester nach Übersee mit. Anlässlich eines neuerlichen Besuches im Jahre 1925 gingen auch die vierte Schwester und deren Mann mit nach Amerika. Bei diesem Besuch schenkte sie meinem Vater ein Jagdgewehr (Mannlicher-Schönauer aus Ferlach, Kärnten). Die letzte Schwester (Hagel-Nanni) hat hier geheiratet und eine Landwirtschaft betrieben. Sie wurde 80 Jahre alt.

Mein Vater heiratete 1909 eine Leutascherin. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor. 1912 tauschte er mit Dr. Waldhart ein Grundstück im Unterdorf und baute sich ein neues Baus mit Wirtschaftsgebäude. Im Laufe der Jahre hatte er sich das Mauern selbst beigebracht und brachte es beim Kranebitter zum Polier. 1913 bezogen wir das noch nicht ganz fertiggestellte Haus (Unterdorf Nr. 370, das heutige Pischlhaus). Das Vaterhaus verkaufte er einem

gewissen Kohler, dieser veräußerte es später an Abenthung und heute ist es im Besitz der Familie Nagele. 1914 mußte er einrücken. Er war bei den Kämpfen in Galizien, am Monte Passubio und Monte Rosa dabei und gelangte schließlich in italienische Gefangenschaft. Im Jahre 1920 flüchtete er und kam über die Ötztaler Gletscher mit einem Kriegskameraden aus Schwaz nach Hause. Nach der Heimkehr baute er das Haus fertig.

Meine Mutter betrieb während der Kriegsjahre eine kleine Landwirtschaft. Ihr wurde 1918 ein Heimkehrer, der in Telfs eine Schwester hatte, zugeteilt. Er war 27 Jahre bei uns und hat mich praktisch aufgezogen. Wir Kinder mußten sehr viel in der Landwirtschaft mitarbeiten. 1919 kam ich in die Schule. Ich besuchte 5 Jahre Volksschule und 2 Jahre Hauptschule. Im Jahre 1921 kam es in der Familie zu einem großen Drama, worüber ich hier nicht sprechen will.

Mein Vater hatte mit „Paule-Michl“ (Vater von Frau Jauk) die Jagd gepachtet, welche von der Gemeinde ausgeschrieben worden war. In den Sommermonaten hat mich mein Vater bei der Jagd fest „eingespannt“ (Gewehr putzen und fetten, Fallen stellen, Tiere enthäuten und Felle präparieren). Nach dem Kornschneiden übernahm mein Vater Holzschlägerungen um's halbe Holz. Ich war damals 12 Jahre alt und mußte die Holzschlägerungsarbeiten mit dem Knecht durchführen. Einmal arbeiteten wir auf einem steilen Hang. Dort war die Arbeit besonders schwer, da ich einen schlechten Standplatz hatte. Beim Umschneiden eines Baumes stürzte ich und war kurze Zeit ohnmächtig. Der Knecht machte meinen Vater, der zufällig gerade vorbeikam, darauf aufmerksam, daß die Arbeit zu schwer für mich sei. Daraufhin half dieser 3-4 Bäume schlägern und ging dann wieder auf die Jagd. So hatten wir wenigstens kurze Zeit leichtere Arbeit mit dem Ausasten und dem „Weiß machen“.

Für die Jagd pachteten wir in Wildmoos ein kleines Mahd für die Wildfütterung. Damals gab es viele Fahrwege für Pferdefuhrwerke. Gleich nach dem Mähen wurde das Futter zur Lagerung zu den verschiedenen Futterplätzen gebracht und in Form von „Tristen“ aufbewahrt. Im Winter wurden die Barren mit dem Heu gefüllt und Roßkastanien in Tröge gegeben. In Wildmoos bauten wir im Laufe der Zeit eine Jagdhütte. Mein Vater war seinerzeit immer auf Baustellen in Mösern und Seefeld beschäftigt. Ich mußte jeweils am Samstag abend Lebensmittel zur Jagdhütte bringen, da er nicht nach Hause kam. Am Montag ging er von der Hütte zur Arbeit und ich in's Tal zur Schule.

1929 baute mein Vater im Puelacherweg das Haus meines Lehrers Tschelener. Dieser fragte ihn dann, was er mit mir vorhabe. Ich war ein guter Schüler (Deutsch)

und er schlug vor, mich in die Gewerbeschule nach Feldkirch zu schicken. Dort war sein Bruder Professor. Mein Vater war einverstanden und so telefonierte Lehrer Tschelener nach Feldkirch, ob ein Platz frei wäre. Das Schuljahr hatte schon eine Woche vorher begonnen. Zu meinem Gluck bekam ein Schüler Heimweh und so wurde ein Platz frei und ich konnte zur Aufnahmeprüfung antreten. Ich fuhr mit der Bahn in Begleitung eines Bahnbeamten, der bei uns als Mieter wohnte, nach Feldkirch. Im Direktionszimmer mußte ich dann die Prüfung ablegen. Sechs verschiedene Professoren prüften mich. Ich bestand die Aufnahmeprüfung und zwei Tage später ging ich schon zur Schule. Nach dem 1. Semester mußte ich ein dreimonatiges Praktikum im Büro des Baumeisters Kranebitter ablegen. Ich lernte Maschinschreiben und befaßte mich mit der anfallenden Büroarbeit. Während des 2. Semesters 1928 starb plötzlich mein Vater an einem Magendurchbruch. Er war gerade auf der Jagd und konnte nicht mehr rechtzeitig in die Klinik gebracht werden. Um 19 Uhr wurde er eingeliefert und sofort operiert, doch der Wundbrand war zu weit fortgeschritten und die Blutungen zu stark. Er starb um 5 Uhr morgens im Alter von 44 Jahren. Trotz seines Todes konnte ich die Schule zu Ende besuchen. Am Schluß des 2. Semesters machte ich das Praktikum als Maurer. Nach dem 3. Semester folgte das Praktikum als Zimmermann. Nun war ich Bautechniker. Ich arbeitete dann bei der Fa. Kranebitter und zwar bis 1929.

Meine Mutter hatte immer Kostgänger. Zum größten Teil waren es Fabrikarbeiter. Eines Tages kam ein Kärntner und bat um einen Kostplatz. Er war bei der Fa. Kranebitter als Mechaniker beschäftigt. Der Kärntner und ich verstanden uns auf Anhieb und wir beschlossen, ins Ausland, und zwar nach Afrika zu gehen. Die Arbeitsmöglichkeiten bei uns waren ziemlich schlecht. Schon während meiner Schulzeit lernte ich bei meinem Nachbarn „Fink-Pepi“ (Mader) Gitarre spielen. Er war ein Künstler. Mein Kamerad spielte Mandoline. So waren wir ein gutes Team. Bevor wir gingen, verabschiedete ich mich von meinem Arbeitgeber Kranebitter. Ein Ölagent war zufällig anwesend und fragte: „Wo geht denn der junge Mann hin?“ Darauf antwortete Kranebitter: „Der junge Mann geht ins Ausland, der kann was und wird es einmal sicher zu etwas bringen.“ Mir kamen die Tränen, denn es war das erste mal, daß er mich lobte. während der Jahre, die ich im Ausland zugebracht habe, konnte ich noch sehr viel im Baufach dazulernen.

Im August 1929 marschierten wir los. Zwanzig Schilling waren mein ganzes Vermögen. Unseren Lebensunterhalt verdienten wir mit Musik und Gesang. Zwischendurch waren wir auch als Gelegenheits-

arbeiter tätig. Wir durften uns an einem Ort nie lange aufhalten, denn wir bekamen keine Arbeitsbewilligung. So wanderten wir durch die Schweiz bis Genf. Dort arbeiteten wir bei einem Kohlenhändler. In Genf gastierte zu dieser Zeit der Zirkus Knie. Ich war gerade in der Pubertät, mein Heiligenschein ist langsam zerbröckelt und so wurde ich meine zwanzig Schilling hinter dem Zirkuszelt los. Später gingen wir nach St. Julien und bis Grenoble. Über die Grenobler Alpen gelangten wir nach Nizza. Die Verpflegung war im Süden kein Problem, teilweise erwarben wir sie durch unsere Musik. Schwieriger war es, eine Schlafstelle zu finden. Meistens übernachteten wir im Schilf am Meer. Auf diese Weise wanderten wir nach Marseille und erlebten unterwegs teils erfreuliche und teils unliebsame Überraschungen. Inzwischen schrieb man das Jahr 1931. Den Heiligen Abend verbrachten wir im Schilf. In Marseille hielten wir uns die meiste Zeit am Hafen auf, denn wir suchten Gelegenheiten zum weiterkommen. Plötzlich war es dann so weit. Die Hafenarbeiter waren durchwegs Gelegenheitsarbeiter und „Speckjäger“ (Sandler). Wir beluden einen alten Frachter, auf dem sich gebündelte Bretter befanden, mit Kisten. Wir wußten, daß dieser um 10 Uhr in See stechen sollte. Das Reiseziel kannten wir jedoch nicht. Wir blieben auf dem Schiff und versteckten uns. Kurz nach dem Auslaufen kam ein Sturm auf. Mein Kamerad ging nach unten in den Maschinenraum und bat für uns zwei Globetrotter um ein Essen. Wir erhielten eine große Schüssel voll Überreste aus der Küche. Dafür mußten wir nun den Boden und die Maschinen putzen. Nach einer Stunde Überfahrt wurde der Sturm so gewaltig, daß die geladenen Bretter mitsamt den Stahltrossen die Reeling durchstießen und über Bord gespült wurden. Das Schiff sollte ursprünglich Mallorca anlaufen, doch wegen eines durch den Sturm hervorgerufenen Defektes in der Steuerung mußte es in Barcelona anlegen. Dort stellte der Kapitän fest, dass durch den Sturm der Reederei ein schwerer Schaden zugefügt worden ist, der durch die Versicherung nicht voll gedeckt war. In Barcelona fanden wir Arbeit auf einer großen Baustelle. Bis zur ersten Lohnauszahlung (wöchentlich) bestand unsere Nahrung aus Feigen und Orangen. Geschlafen haben wir in einem Kloster. Dort gab es abends auch eine Suppe. 1951 zeichnete sich der Krieg zwischen den Nationalspaniern und den Kommunisten ab. Die Spanier fragten uns immer um unsere Meinung. Wir verstanden jedoch das meiste nicht und so sagten sie unter sich - die 2 Österreicher haben uns recht gegeben. Eines Tages brach auf der Baustelle eine Revolte aus, in die auch wir zwei hineingezogen wurden. Wir nahmen Reißaus und fuhren mit dem erstbesten Schiff (einem ausran-

gierten Passagierschiff) zurück nach Marseille. Dort lasen wir auf Plakaten, welche in drei Sprachen verfaßt waren, daß in Neapel ein großes Kundentreffen (Treffen der Zunftbrüder) stattfindet. Zu Fuß machten wir uns sofort auf nach Neapel. Das Treffen sollte im September stattfinden. Nach eineinhalb Monaten kamen wir in Neapel an. Dort waren ein großes Zelt und eine Rednertribüne aufgestellt. Zuerst sprach der Generalkonsul von Neapel, dann der österreichische Konsul und noch 2-3 Botschafter. Für die Verpflegung hat ein ehemaliger Fremdenlegionär gesorgt. Dieser hat gleich ein Geschäft gerochen und kochte Gullasch in großen Mengen. Morgens gab es Suppe, mittags Gullasch und abends Früchte und belegte Brote. Bezahlt wurde alles von den beiden Konsul n. Das Treffen dauerte drei Tage. Der Legionär, er war schon ein älterer Herr, wurde von allen Vati genannt. Er hatte folgenden Spruch auf Lager:

"Vati, Vati, der mich nicht liebt, der ist mulatti.

Drum rat ich jedem deutschen Mann,

Vatis saub`re Bude an.

Cusine popolari, rief er aus mit heißem Blick,

in der Cusine popolari da freiß ich mich dick.

Drum rat ich jedem deutschen Mann, -

Vatis saub`re Bude an."

Nach diesen drei Tagen sind alle Teilnehmer wieder in die verschiedenen Windrichtungen auseinandergegangen. Wir zwei gingen zurück nach Nizza. Dort kannten wir die guten „Freßstellen“. In Nizza verlor ich für kurze Zeit meinen Kameraden. Wegen eines Zehengeschwüres konnte er keine Schuhe mehr anziehen. Wir saßen im Englischen Garten am Meer, als er zu mir sagte: „Ich habe Hunger und schaue, daß ich etwas zu essen finde!“ Ich wartete vier bis fünf Stunden, doch er kam nicht zurück. Ich vermutete, daß ihn die Polizei festgenommen habe. Später habe ich dann erfahren, daß meinem Kameraden, der wegen des Schwüres „Patschen“ (Hausschuhe) mit Verschnürung anhatte, die Verschnürung locker wurde. Er wollte diese festbinden, als plötzlich ein Rettungsauto anhielt und ihn in ein Krankenhaus brachte. In Frankreich gab es nämlich die Heilsarmee (armee du salut), der das Spital und das Rettungsauto gehörten. Ich suchte meinen Kameraden etwa fünf Tage. Am fünften Tag ging ich auf einer Seitenstraße zu unserer Schlafstelle (Schilf am Meer) zurück. Es war schon Abend und ich mußte der Hauptstraße, die unsereiner nicht benutzen durfte, ausweichen, als ein Motorradfahrer daherkam. Dieser sah mich im Vorbeifahren prüfend an und ich dachte schon, das ist ein Kriminalbeamter. Er drehte um, kam zurück und fragte mich: „Bist du ein Deutscher?“ Ich antwortete: „Ich bin ein Tiroler.“ „Und ich ein Salzburger“, sagte der Motorradfahrer. Nachdem ich ihm erzählt hatte, dass

ich auf der Suche nach meinem Kameraden war, nahm er mich auf seinem Motorrad mit in seine Wohnung. Er war ein sogenannter „Zwölfender“ bei der Fremdenlegion (zwei mal sechs Jahre verpflichtet), ließ sich neutralisieren, heiratete eine Französin und wurde selbständig. Er besaß eine Mechanikerwerkstätte. Zwei Tage später, an einem Sonntag, sagte er zu mir, er müsse einen Landsmann im Krankenhaus besuchen. Er kam gleich zurück und sagte: „Wie sieht denn dein Kamerad aus?“ Er sah nämlich im Garten des Krankenhauses einen Mann, der „Patschen“ anhatte, bei der Arbeit. Ich fuhr mit ihm sofort zum Krankenhaus. Der Arbeiter im Garten war tatsächlich mein Kamerad und so hatten wir uns wieder. Er erzählte mir, dass er operiert wurde und einige Tage im Krankenhaus lag, wofür er jetzt, da er kein Geld hatte, die Gartenarbeit leisten mußte. Bis zu seiner endgültigen Entlassung half ich dem Salzburger in der Werkstätte als Hilfsarbeiter. Danach machten wir uns wieder auf die Suche nach einem alten Schiff. Zufällig sahen wir eines, welches nachts beladen wurde. Wir halfen bei der Ladearbeit mit und benutzten die günstige Gelegenheit, als blinde Passagiere auf dem Schiff zu bleiben. Nach zweieinhalb Stunden sahen wir einen Leuchtturm. Dort legten wir an. Wir halfen die Fracht löschen, wußten aber nicht, wo wir waren. Wir verließen das Schiff und verschwanden in der Dunkelheit. Nach zwei Tagen erfuhren wir, dass wir auf der Insel Korsika (Ile Rousse) gelandet waren. Wir wanderten die Küste entlang über Calvi nach Ajaccio. Auf dem Weg dorthin, im Golf von Penano, wäre ich beinahe ertrunken. Ich badete im Meer, als eine Sturzwelle über mich hereinbrach und mich ins Meer hinaustrug. Beim Versuch, landeinwärts zu schwimmen, wurde ich immer wieder von neuerlichen Sturzwellen erfaßt und ins Meer hinausgetragen. Ich hatte schreckliche Todesangst. Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich stemmte mich mit gespreizten Beinen der Welle entgegen, die Stirne versuchte ich auf den Boden zu drücken. Die Welle brauste so über mich hinweg und ich war gerettet. Ich lief eiligst zurück zum Strand, wo mein Freund unter einem Kastanienbaum schlief. Völlig erschöpft fiel ich zu Boden. Mein Kamerad wußte von all dem nichts. Fünfzehn Kilometer vor Ajaccio kamen zwei berittene Streifenpolizisten und überprüften unsere Papiere. Diese waren in Ordnung. Da wir kein Geld bei uns hatten, wollten sie wissen, womit wir unseren Lebensunterhalt bestreiten werden. „Wir leben von gebratenen Kastanien, Seeigeln usw.“ sagten wir. Daraufhin nahmen sie uns auf die Polizeistation nach Ajaccio mit. Da sie vermuteten, daß wir Spione seien, sperrten sie uns zunächst einmal ein. Sie telegrafierten nach Nizza zu jener Herberge, in der wir einmal übernachtet

hatten. Sie bekamen zur Antwort, daß wir dort übernachtet haben und auch im Fremdenbuch eingetragen waren. Inzwischen machten wir in der Zelle Musik. Das Edelweißlied gefiel ihnen besonders gut. Den Text konnten sie zwar nicht verstehen, aber die Melodie gefiel ihnen. Nach drei Tagen entließen sie uns mit den Worten: „Verschwindet, aber auf eine andere Insel!“ Da wir kein Geld zur Überfahrt auf die naheliegende Insel Sardinien hatten, wanderten wir in das Innere des Landes. In den Bergen nahm uns eine Räuberbande auf. Das Nest, in dem wir gelandet waren, hieß Okana. Es gab nur ebenerdige Steinhäuser, die mit Drahtsäulen verankert waren. Als Hauptbeförderungsmittel dienten Esel. Immer wieder kam ein starker Wind, den man Po nannte, auf. In den Bergen mußte ich hundert Ziegen hüten. Ich nahm immer zwei Esel mit, da ich am Abend Kastanien mitzubringen hatte. Die Kastanien waren für die Fütterung der Schweine bestimmt, die in vergitterten Höhlen unter den Häusern gehalten wurden. Von Ajaccio aus führte ein Weg durch die Berge nach Okana. Täglich fuhr ein Kleinbus von Ajaccio dorthin und dann über einen Paß nach a`Tolla. Der Besitzer des Wagens, der selbst chauffierte, erfuhr, daß mein Kamerad ein Mechaniker war. Er besaß noch ein zweites Auto, welches aber kaputt war. Mein Kamerad nahm sein Angebot, die Reparatur durchzuführen, an, und ging mit ihm nach a`Tolla. Ich blieb alleine in Okana zurück. Zu dieser Zeit erhielt ich von Steiner Pepi, einem Kameraden aus Telfs, der ursprünglich mit uns auswandern wollte, aber keinen Mut mehr dazu hatte, einen Brief. Darin kam zum Ausdruck, daß er es bereute, nicht mit mir ausgewandert zu sein. Mein Chef, der „Räuberhauptmann“, sagte: „Laß ihn doch nachkommen.“ Ich schrieb ihm daher einen Brief und gab ihm auf einigen beigelegten Zetteln genaue Anweisungen in französischer Sprache, wie er mich finden könne. Eines Tages, ich kam gerade vom Ziegenhüten zurück, wartete er im Hause meines Chefs auf mich. Die Frau des Hauses sagte: „Das ist Ludwig.“ Steiner erkannte mich nicht, da ich elf Monate lang weder die Haare geschnitten noch mich rasiert hatte und außerdem eine schwarze Korsehose mit roter Schärpe trug. Ich sah aus wie ein „Reserve-Christus“. Erst als ich ihn begrüßte, erkannte er mich. Da ihm das Leben auf der Insel nicht gefiel, wollten wir weiter nach Afrika. Wir suchten daher meinen Kameraden in a`Tolla auf und weihten ihn in unseren Plan ein. Er aber wollte in Korsika bleiben. Daraufhin teilte ich unserem Chef mit, daß wir lieber in Afrika unser Handwerk ausüben wollten, weil sich hier keine Möglichkeit dazu bot. Doch dieser sagte zu mir: „Du bleibst hier!“ und nahm mir sogar meinen Paß ab. Trotzdem machten wir uns eines Nachts auf den Weg.

In den Bergen hatte ich einen Korse als Freund gewonnen, der uns in seiner Hütte übernachtet ließ. Er verriet uns auch Schleichpfade, die nach Ajaccio führten. Da standen wir nun. Ich hatte weder Paß noch Geld und war wie ein Korse gekleidet. Steiner bezahlte mir die Überfahrt nach Marseille auf einem Frachter. Dort erbettelte ich mir von Franzosen eine andere Kleidung. Das Hemd nahm ich mir einfach von einer Wäscheleine. Nun sah ich wieder halbwegs normal aus. In Marseille gingen wir in einen Friseursalon. Da Steiner nicht französisch konnte, sagte ich zum Gesellen: „Bitte meinem Freund Haare schneiden und rasieren.“ Ich ging in eine andere Nische und ließ mir ebenfalls die Haare schneiden und mich rasieren. Ich bezahlte, schaute kurz zu Steiner, der mir das Geld gegeben hatte und noch beim Haare waschen war, und ging hinaus auf die Straße. Ich wartete ungefähr eine Stunde, doch Steiner kam und kam nicht. Ich ging nachschauen und sah, daß der Friseur gerade dabei war, seinen Kopf mit allen möglichen Haarmitteln zu beschmieren. Steiner hatte nämlich, da er, wie schon gesagt, nicht französisch konnte, auf jede Frage des Friseurs nach einem Haarwasser, -Öl oder -fett, mit einem Kopfnicken geantwortet. Am Schluß noch er allerdings wie eine Hure. Dafür bezahlte er 120 Franc, ich dagegen nur 20. Nun erkundigten wir uns nach dem österreichischen Konsulat. Es lag in der Rue Gignon im alten Hafen. Dort angekommen ging ich allein zum Konsul, wo gerade eine Streiterei im Gange war. Ein österreichischer Walzbruder bat das Konsulat um Geld für den Kauf von Schuhen, doch er bekam keines. Schimpfend ging er davon und ich war als nächster an der Reihe. Ein Beamter mit Nickelbrille stand hinter einem Fenster, das aussah wie die Durchreiche bei einem Essraum. Ich ersuchte ihn um Ausstellung eines Passes. Er fragte mich erstaunt: „Wie kommen sie denn ohne Paß nach Marseille?“. Ich erzählte ihm mit kurzen Worten, was mir passiert war. Mit offenem Mund hörte er mir zu und sagte dann: „Kommen sie herein.“ Nun mußte ich alles genau erzählen. Er war sehr beeindruckt und stellte mir einen Paß mit dem Stempel für alle Staaten Europas aus. Das war mir aber zuwenig, weil ich ja nach Afrika wollte. Daraufhin brachte er handschriftlich noch den Vermerk „zusätzlich Afrika“ an. Nun mußten Steiner und ich schauen, Geld für die Überfahrt aufzutreiben. Das geschah, indem wir bettelten und musizierten. Die Franzosen mochten uns Österreicher gern und waren sehr großzügig. Bald hatten wir das Geld für die Überfahrt nach Algier auf einem alten Passagierschiff vierter Klasse (Stehplatz) beisammen. Das Essen besorgten wir uns wieder aus der Schiffsküche. Der Koch gab uns Abfälle aus der Küche, doch wir mußten versprechen, uns in eine Ecke zu stellen, damit uns ja

kein Offizier sehen konnte. Wir schliefen auf dem Boden des Oberdecks. Die Überfahrt dauerte 17 Stunden. Dann gingen wir an Land und suchten uns zunächst eine Schlafstelle. Schließlich mußten wir die erste Nacht in einem Gebüsch verbringen. Am nächsten Morgen gingen wir in die Stadt auf Arbeitssuche. Handwerkliche Arbeit war sehr gefragt und so fanden wir für Steiner bald eine Stelle als Tischler. In der Nähe seines Arbeitsplatzes wurde gerade das Gouverneur-Gebäude gebaut. Dort bekam auch ich Arbeit. Um die Mittagszeit mußte ich täglich zur Tischlerei gehen und Steiner die Arbeitsaufträge seines Chefs übersetzen. Auf meiner Baustelle lernte ich einen Deutschen namens Ernst Schmeer kennen. Ich fragte ihn, wo man billig essen und schlafen könnte. Er empfahl mir das Restaurant "Unic". Dort kamen alle deutschsprachigen Ausländer zusammen. Auch er aß dort. Mittags nahm er dann Steiner und mich in das Restaurant mit. Der Wirt, ein Wiener, war ein neutralisierter „Zwölfender“ der Fremdenlegion und hatte das Restaurant gepachtet. Von Beruf war er Koch und außerdem ein richtiger Gauner. Wir arbeiteten vierzehn Tage. Es ging uns sehr gut. Mit Steiner war der Tischlermeister sehr zufrieden. Schmeer war Zimmermann (Schaler) und kam aus Saarbrücken. Wir verstanden uns sehr gut. Nach vierzehn Tagen geschah dann das Unglück, das ich bereits im Vorwort erwähnt habe. Da ich ab dieser Zeit Steiner nicht mehr als Dolmetsch zur Verfügung stehen konnte, verlor er seinen Arbeitsplatz. Zum Glück nahm sich Schmeer seiner an und brachte ihn auf unserer Baustelle als Schaler unter. Da mich in der Klinik lange Zeit niemand besuchen durfte, verloren wir uns aus den Augen. Mittlerweile hatte die Baufirma einen neuen Bauauftrag in Setiv übernommen. Schmeer und Steiner meldeten sich für diese Baustelle, da der Verdienst aufgrund höherer Zulagen besser war. Später arbeiteten sie noch auf einer Baustelle in Konstantin. Steiner blieb bei dieser Firma drei Jahre, anschließend kehrte er wieder in die Heimat zurück.

In der Klinik pflegte mich eine katholische Schwester. Sie nahm sich meiner sehr an, denn ich war der einzige Katholik unter all den arabischen Patienten. Täglich mußte ich mit ihr ein Morgen- und Mittaggebet verrichten und abends einen Rosenkranz beten. Sie erkundigte sich für mich beim Wirt des Restaurants „Unic“, wo meine Kameraden waren. Da mein rechter Arm eingegipst war, besorgte sie auch meine Post und schrieb für mich nach Konstantin. Auf diese Weise stand ich mit Steiner und Schmeer ständig in Briefwechsel. Ich hatte eine sehr gute Krankenversicherung. Diese überwies das Krankengeld auf mein Bankkonto und schon bald konnte ich Steiner meine

restlichen Schulden (Überfahrtkosten, Haare schneiden) zurückzahlen. Die gute Versicherung war auch der Grund dafür, daß mich die Ärzte nicht so schnell aus dem Krankenhaus entlassen wollten. Nach sieben Monaten hielt ich es nicht mehr aus und verließ die Klinik. Ich mußte versprechen, zwei mal wöchentlich zur Nachuntersuchung zu kommen. Ich konnte wieder im

Restaurant Unic Unterkunft finden. Ich befand mich noch im Krankenstand und mußte die Gerichtsverhandlung wegen des Gerüstbruches abwarten. Täglich ging ich mit dem Wirt zum Arabermarkt einkaufen. Dort sagte er immer, daß es billig 50 Hühner zu kaufen gibt. Leider hatte er nie Geld bei sich und borgte es von mir aus. Einige Male ging das so. Eines Tages mußte ich wieder zur Kontrolle in die Klinik. Als ich in das Restaurant zurückkam, stand ein Polizist vor der Tür. Auf Seine Frage erklärte ich ihm, daß ich im Restaurant einquartiert sei. Der Polizist teilte mir daraufhin mit, daß der Wirt verhaftet wurde, weil er eine Menge Schulden gemacht hatte. Er begleitete mich in mein Zimmer. Ich mußte meine Sachen packen und mir ein neues Quartier suchen. Den Wirt und mein Geld sah ich nie wieder, obwohl ich alles der Polizei gemeldet hatte. Bei einer Witwe bekam ich dann ein Zimmer. Kurze Zeit später teilte mir das Gericht den Verhandlungstermin mit. Bei der Verhandlung konnte die Schuldfrage nicht geklärt werden. Auf die Dauer von drei Jahren wurde mir unter Zugrundelegung einer 60 %igen Arbeitsunfähigkeit eine Rente zugesprochen, die halbjährlich auszuzahlen war. Dann wurde ich gesund geschrieben.

Eines Tages bekam ich Besuch von Ernst Schmeer. Er hatte mit dem Bauleiter in Konstantin Streit, weshalb er nach Algier zurückkehrte. Steiner blieb hingegen in Konstantin. Später lernte ich einen Malermeister kennen. Als er erfuhr, daß ich Maurer sei, stellte er mich sofort an. Er übernahm die Malerarbeit für ganze Appartements. Dort mußte ich vor dem Malen verschiedene Ausbesserungsarbeiten durchführen. Es war eine verhältnismäßig leichte Arbeit, die ich mit meinem soeben geheilten Arm recht gut verrichten konnte. Ich blieb fünf Monate dort, dann bekamen Ernst Schmeer und ich Schwierigkeiten mit den Arbeitpapieren. Daraufhin stellten wir der Fremdenpolizei aus und machten uns im November auf einen Tramp bis zur Wüste Sahara. Zunächst kauften wir ein Zelt und eine Rolle Parafinkerzen. Dann machten wir uns zu Fuß auf nach BIIDA. Von dort gingen wir nach LIELFA, wo wir uns gegen Bezahlung einer Karawane nach TUGGURT anschlossen. Tuggurt war eine größere Oase. Interessanterweise wurden in der Sahara die Einwohner nach der Anzahl der Palmen

gezählt. Bis BISKRA schlossen wir uns gegen ein Trinkgeld einer Kamelherde an, die zum Markt unterwegs war. Dort begaben wir uns sofort in das Dampfbad, um uns sauber zu machen. Meine Kleinbildkamera (AGFA-Karat) wurde auf dieser Reise infolge des Flugsandes gebrauchsunfähig und ich schenkte sie einem Araber. Hier feierten wir dann auch das Weihnachtsfest (1933). wir gingen rund 150 Meter in die Wüste hinaus und steckten abgeschnittene Parafinkerzen auf einen Palmenzweig, zündeten sie an und wollten „Stille Nacht, Heilige Nacht“ singen. Vor Rührung hatten wir Tränen in den Augen, mußten schließlich aber lachen, weil wir den Text nicht mehr genau kannten. Einziger Begleiter war ein Schakal, der in der Ferne heulte. Im Jänner 1934 gingen wir über die Ausläufer des großen

Atlas-Gebirges nach Algier zurück, wobei wir auf unserer Wanderung immer nur kleinere Ortschaften erreichten.

Im Hafen von Algier fielen uns zwei fremdartige Schiffe mit Kränen auf. Sie waren flach und breit. Eines hatte am Bug eine neun Meter breite Ausbuchtung, die von einem 15 Zentimeter hohen Stahlring umschlossen war. Als wir gerade herumrätselten, um welche Schiffe es sich hier handelte, kam ein strohblonder Deutscher daher und fragte uns, wie uns diese zwei „Potte“ gefielen. Von ihm erfuhren wir, daß sie zur Herstellung der Armierungen von Getreidesilos benötigt werden. Auf dem zweiten Schiff befanden sich das Material (Schotter, genaue Körnung, Siebkurve) und die Mischanlage. wir erzählten ihm, daß wir Schwierigkeiten mit der Fremdenpolizei haben. Er erkundigte sich nach unseren Berufen und teilte uns mit, daß ich als Maurer auf dem Schiff Arbeit finden könnte, nicht aber Schmeer, der Zimmermann war. Da Schmeer vom Meer sowieso nichts wissen wollte, blieb er an Land und ich ließ mich sofort anheuern. Eine Nacht blieben wir noch zusammen. Da wir nie unsere Heimatsadressen ausgetauscht hatten, verloren wir uns leider völlig aus den Augen.

Der Deutsche stellte mir einen sehr guten Lohn in Aussicht, machte mich aber aufmerksam, daß es viel Arbeit gibt und auf dem Schiff strenge Ordnung herrscht. Er brachte mich zum Kapitän, der mich gleich einstellte und bemerkte, daß wir auf dem Wasser vor der Fremdenpolizei sicher sind. Am nächsten Tag stechen wir in See. Unser erster Auftragsort war Bougie. Die Silos wurden nämlich entweder vom Staat oder von einer Stadt bestellt. Während der Schiffsreise wurden die Armierungen fertiggestellt. Es konnten bis zu zehn Stück gelagert werden. Die Vorbereitungsarbeiten für die Aufstellung der Silos waren bereits vorher von ortsansässigen Baufirmen unter der Leitung eines Ingenieurs, der auch als Bauleiter

fungierte, durchgeführt worden. Es wäre sicher zu kompliziert, hier die Herstellung des Unterbaues näher zu beschreiben. So viel sei aber gesagt, das wichtigste war die Beachtung der Gezeiten. Das Wasser mußte einen Mindestpegelstand von zwei Metern aufweisen. Die Unterbauten wurden nacheinander in den jeweiligen Städten vorbereitet. Das Schiff brachte dann die Armierung und wir bauten die Silos fertig. Da sah ich das erste Mal einen Betonrüttler und bei der Schotteraufnahme ein Auto mit „Doppelkippsmandln“. Für mich war das eine vollkommen neue Arbeit, während der mir ein Spruch meines ehemaligen Lehrers in Feldkirch, Prof. Tschelener, in den Sinn kam, der wie folgt lautet:

Wer soll Geselle sein? Wer was kann.

Wer soll Meister sein? Wer was ersann.

Wer soll Lehrling sein? Jedermann.

Während der Fahrt zur nächsten Stadt mußten wir die Eisenschalung putzen und ölen. Die Eisenbieger hatten wieder eine neue Armierung vorzubereiten. Von Bizerte fuhren wir nach Susa in Tunesien. Später ging es nach Stax und dann nach Gabès. Da das Schiff meist stark schaukelte, spürte ich meine Kopfverletzung so sehr, dass ich kaum schlafen konnte. In Gabès kam ich mit Matrosen eines Frachters ins Gespräch, die auf dem Weg nach Oran waren. Ich erkundigte mich, ob ich gegen Bezahlung mitfahren könnte. Dies wurde mir gestattet. Ich kündigte daher bei meinem Kapitän und fuhr nach Oran. Dort gab es ein Hotel im Stile eines Rundbaues. Auf seinem Dach wurde jeden Abend mit Leuchtbuchstaben, die sich im Kreise drehten, Nachrichten gesendet. Inzwischen war es Juli 1934 geworden. Ich war gerade zwei Tage in Oran, als ich über diese Leuchtreklame vom Tode des österreichischen Bundeskanzlers Dollfuß erfuhr. Zu dieser Zeit geisterte schon der Name Hitler durch die hauptsächlich arabische Bevölkerung. Die Araber führten unter französischer Herrschaft ein Sklavendasein. Die Nachricht vom Tode Dollfuß hat mich so schockiert, daß ich zur Fremdenlegion gehen wollte. Rund 150 Kilometer von Oran entfernt befand sich ein Ausbildungslager. Dorthin machte ich mich auf. Die Araber waren ein gastfreundliches Volk, die die Deutschen sehr schätzten. Obwohl sie selbst nicht viel hatten, bekam ich von ihnen zu Essen, einen Platz zum Schlafen und eine Decke zum Zudecken, denn die Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht war sehr groß. So kam ich nach Sidi bel Abbes, dem Hauptausbildungslager für Fremdenlegionäre. Am Eingang, vor dem zwei Posten standen, befand sich ein segmentartiges Doppelgitter mit der Aufschrift: Legion du Etrangeê. Auf einem Pfeiler war aus Bronze der Kopf des Begründers der Legion angebracht. Ich hatte fest im Sinn, mich zu melden und wollte mir das

Gelände einmal von außen ansehen. Da sah ich eine drei Meter hohe Mauer mit Leitern an beiden Seiten. Auf der einen mußten bestrafte Legionäre mit Sandsäcken auf dem Rücken hinauf - auf der anderen hinuntersteigen. Ich schätzte das Gewicht der Säcke auf 25 Kilogramm. Abends legte ich mich in ein Gebüsch schlafen. Ich überlegte hin und her. Beim Erwachen hörte ich von weitem Kommandorufe. Neugierig ging ich nachschauen. In einem Wäldchen wurden 20 Senegalesen von einem Weißen ausgebildet, der eine Reitpeitsche in der Hand hatte. Dieser sprach mich in deutscher Sprache an und erzählte mir, daß er ein russischer Emigrant ist und als Ausbildner hier arbeitet. Den Zweck der Reitpeitsche erklärte er so: „Für gute Leistungen erhält der Legionär ein Bonbon, für schlechte die Peitsche.“ Er war es, der mir von der Legion abriet. Also marschierte ich über die Ausläufer des Atlas-Gebirges nach Fes (damals Hauptstadt von Marokko). Auf dem Weg dorthin gaben mir Araber den Rat, mich einer Karawane anzuschließen, da ich so vor der Fremdenpolizei sicher sei. Sie gaben mir auch die Adresse eines Karawanenführers in der Stadt Tafilalt. Dort mußte ich ihn zwei Tage suchen. Endlich fand ich ihn in einem mit Lehmsteinen zwei Meter hoch ummauerten Haus, in dem sich auch sein Harem befand. Ich fragte ihn, ob er derzeit eine Karawane zusammenstelle. Er lächelte nur und erkundigte sich nach meinem Beruf. Als er erfuhr, daß ich Maurer bin, ersuchte er mich, die Mauer, die seinen Harem umgab, mit Lehm zu verstreichen. Erst dann wollte er mit mir weiter verhandeln. Er wies mir eine Schlafstelle zu und ein Diener brachte mir das Essen (hauptsächlich Kus-Kus). Die Mauer lief nach oben hin spitz zusammen. An ihrem oberen Rand waren Glasscherben eingemauert. Zuerst besserte ich die schadhaften Stellen aus, dann strich ich sie mit Lehm ein. Der Karawanenführer war mit meiner Arbeit, die er täglich einmal kontrollierte, sehr zufrieden. Eines Tages lud er mich zu einer Fahrt nach Marrakesch, wo er etwas zu erledigen hatte, ein. Dort ließ er mich allein. In fünf Stunden wollten wir uns im Hotel Oasis wieder treffen. Daraufhin ging ich in den Basar. Davor stand eine Moschee, die ich besichtigen wollte. Ich wollte eintreten, doch ein Araber, der gerade sein Gebet verrichtete, machte mich freundlich darauf aufmerksam, daß ich zuerst vor dem Tor die Schuhe ausziehen und die Füße waschen muß. In der Mitte der Moschee stand ein mit einem Gitter umgebener Aufbau. Am Eisengitter lehnten alte, zum Teil schon zerrissene Fahnen. Ich erfuhr, dass diese Fahnen aus der Zeit der Religionskriege stammten.

Wir übernachteten in Hotel Oasis und fuhren am nächsten Tag über schlechte Straßen 300 Kilometer zurück nach Tafilalt. Während der Fahrt unterhielten

wir uns über die Aufstellung einer Karawane. Er wollte zuerst mit seinen Karawanenführern in Tinduf sprechen. Tinduf lag in Algerien, doch es gab keine Grenzschwierigkeiten. Wir fuhren mit dem Auto dorthin. Bei dieser Fahrt sah ich in der Nähe von Tagunit zwei freilebende Berberlöwen. Die Karawanenführer in Tinduf erklärten sich bereit, mich mitzunehmen. Doch zuerst mußte ich beim dortigen Notar eine Einverständniserklärung unterschreiben und meine Heimatadresse bekanntgeben. Gegen abend brachen wir auf. Die Karawane bestand aus 27 Kamelen, vier Jungtieren und sieben Treibern. Erste Station war Tuadeni. Dort war ein großes Lager für Legionäre. Es war kreisförmig angelegt und mit einem Meter hohen Sandsackwall umgeben. Im Inneren des Kreises hielten sich die Legionäre auf, wo sie auch schliefen. Ein Posten bewachte das Lager, in dem auch sämtliche Waffen und Geräte gelagert waren. Unser Voraustrupp (Einkäufer) mit fünf Kamelen war fünf Tage vor uns angekommen. Sie pflückten die noch unreifen Datteln, welche die Legionäre übrig gelassen hatten. Die Datteln wurden in Körbe gegeben, die aus Palmenzweigen geflochten waren. Bei unserer Ankunft wurden sie auf Kamele geladen und mitgenommen. Unsere Einkäufer feilschten auch noch mit ihren Verwandten und Bekannten und auf diese Weise erhielten sie auch noch etwas Geld (Sous). Dann ritten sie voraus nach Mabruck. Auch dort befand sich ein Lager der Legionäre. Wieder wurden von unserem Voraustrupp die unreifen Datteln gepflückt und in Körben gelagert. In Mabruck, wo die Steppe begann, waren bereits französische Käufer mit Lastautos, deren Hinterräder mit 30 Zentimeter breiten und zehn Zentimeter starken Vollgummireifen versehen waren. Die Vorderräder waren zwölf Zentimeter breit und ebenfalls aus Vollgummi. Unsere Karawane war nicht die einzige, die in Mabruck ankam und Datteln an die Franzosen verkaufte. Wir verkauften unsere Datteln und diese wurden zur Fertigreifung in Höhlen gebracht. Alle Karawanen zogen dann gemeinsam nach Osten zur Salzlagerstätte, deren Namen ich vergessen habe. Es war üblich, auf dem Retourweg die einzelnen Oasen mit Salz (in Form von Platten) zu beliefern.

Schweren Herzens trennte ich mich in Mabruck von meiner Karawane, da ich selten gute Freunde verlassen mußte. Alle hatten gewußt, daß ich in meinem Brustbeutel noch erhebliche Ersparnisse von meiner Arbeit beim Silobau aufbewahrte. Trotzdem ist mir nie etwas abhanden gekommen, was ich ihnen hoch anrechnete. Ich kam dann mit mehreren Legionären aus Tuadeni und Mabruck ins Gespräch und lernte so verschiedene Schicksale kennen. Es waren einige dabei, die sich ihrer Tränen nicht

schämten. Viele waren aus Abenteuerlust zur Legion gegangen. Ihre Hauptfeinde waren die Tuaregs, ein kriegerisches Reitervolk.

Schließlich begab ich mich mit den französischen Käufern nach Timbuktu, wo in gewölbeförmigen Sandsteinhöhlen die Datteln gelagert wurden. Auch Araber wohnten in solchen übereinanderliegenden, gewölbten Sandsteinhöhlen, die wie Bienenwaben aussahen. Die Datteln wurden nach der Reifung in die Konservenfabriken nach Dakar gebracht. Auch dorthin fuhr ich mit den Franzosen. Zunächst ging es nach Samsading, wo ausgedehnte Bananfelder und ein hundert Kilometer langes Sumpfbereich waren. In den Bananefeldern gab es die grüne und im Sumpfbereich die schwarze Mamba. Von Samsading fuhren wir weiter nach Bamoko. Dorthin führte eine eingleisige, schmalspurige Eisenbahn. Mit dieser fuhr ich nach Kayes und dann auf dem Fluß Senegal mit einem Raddampfer nach St. Louis, der damaligen Hauptstadt von Senegal. Inzwischen war es Juli 1936 geworden. In St. Louis wurde gerade eine Kaimauer gebaut und dort konnte ich als Steinmaurer Arbeit finden. Steinmauern kann man nicht erlernen, dazu muß man geboren sein. Gott sei Dank hatte ich diese Gabe. Mit mir arbeiteten drei Senegalesen und drei Italiener als Maurer. Hilfsarbeiter standen genügend zur Verfügung. Mein Verdienst war nicht so gut wie in Algier, dafür hatte ich keinen Ärger mit der Fremdenpolizei. In St. Louis verbrachte ich die schönste Zeit meines Lebens. Am Sonntag fuhren wir mit einem Boot zu Inselgruppen, auf denen sich große, mit verschiedenfarbigem Moos bewachsene Steine befanden. wir sammelten Muscheln, Seeigel und Seesterne. Die Einheimischen waren Meister im Fangen von Hummern, von denen es genügend gab. Erstaunt sah ich im Meer einen roten Teppich schwimmen und erfuhr, daß es sich um Mikroben (kleine Meereslebewesen) handelte, die abends sogar leuchteten. Solche sieht man nur in der Gegend des Äquators. Mit allerlei Meerestieren in unseren Körben fuhren wir bei der Dämmerung wieder zurück.

Eines Tages sah ich eine Voranzeige des Luis Trenker-Filmes „Berge in Flammen“. Diesen Film sah ich mir natürlich an und als ich die Berge sah, bekam ich Heimweh. Zur gleichen Zeit erhielt ich von meiner Mutter einen Brief, worin sie mich bat, nach Hause zu kommen. Meine Schwestern wollten heiraten und ich soll mich um mein „Graffl“ selbst kümmern. Nachdem ich für meine

Angehörigen verschiedene Geschenke eingekauft hatte, fuhr ich Ende November mit einem alten Passagierdampfer, welcher auch Frachten beförderte, der Heimat entgegen. Das Schiff hatte eine Fracht nach Las Palmas, wo es gelöscht wurde. Dann ging es

weiter nach Rabat. Bei der Einfahrt in den dortigen Hafen fiel mir ein Schiff mit vielen Wimpeln auf. Ich erfuhr, daß es sich um ein deutsches KDF-Schiff (Kraft durch Freude) handelte. Im Hafen waren mindestens tausend Araber versammelt, die sich die Rede eines Deutschen anhörten, die dieser in arabischer Sprache hielt. Der Inhalt dieser Rede war ungefähr so: wir sind auch nur Arbeiter wie ihr und trotzdem können wir jährlich einmal eine Reise machen. Wir brauchen nur einen kleinen Beitrag leisten, den Rest bezahlt der Staat. Bei uns gibt es keine Arbeitslosen, jeder kann arbeiten und verdient nicht schlecht. Das alles klang nach politischer Propaganda von Hitler. Die Araber waren von diesem System begeistert.

Ich fuhr dann weiter nach Marseille. Dort kaufte ich mir zwei Anzüge. Weiter ging es zur Grenzstadt Ventimiglia. Die Italiener führten gerade Krieg mit Äthiopien und kontrollierten mich deshalb sehr genau. In meinem Koffer befanden sich drei Original-Pfeile, welche ich von Negern geschenkt bekommen hatte. Die Zöllner hackten von den Pfeilspitzen zwei Zentimeter ab. Weiters besaß ich einen Dolch aus Kamelhaut. Auch von diesem hackten sie die Spitze ab und entschärften die Schnittfläche. Nach zweistündigem Aufenthalt ließen sie mich weiterfahren. In Verona sollte ich in den Münchner Eilzug umsteigen, doch diesen verschief ich und mußte daher weiter nach Venedig fahren. Da ich keine Fahrkarte nach Venedig bei mir hatte, brummte mir der Schaffner noch eine Strafe auf. In Venedig blieb ich zwei Tage und besichtigte die Stadt. Dann fuhr ich nach Innsbruck. Um 22 Uhr kam ich dort an und ging zum Bozner-Platz. Vor dem Palmers Geschäft blieb ich stehen und hörte um mich herum nach sechs Jahren zum ersten Mal wieder alle Leute in der Heimatsprache reden. Ich stand da und weinte. Mit dem letzten Zug fuhr ich dann nach Telfs. Um ein Uhr Früh kam ich nach Hause und da alle schon schliefen, nahm ich meine drei Koffer und legte mich im Stadl nieder. Am Morgen gab es dann eine freudige Begrüßung (hauptsächlich wegen der Geschenke). Gleich am ersten Tag begab ich mich zu meinem ehemaligen Chef Kranebitter nach Pfaffenhofen. Ich war in diesen sechs Jahren ein Mann geworden. Dieser fragte mich: „Wie ist es dir denn in der Fremde ergangen?“ Ich antwortete ihm: „Bald gut und bald schlecht.“ Darauf sagte er: "Wenn du geantwortet hättest immer gut, hätte ich es dir nicht geglaubt. Bravo!"

Zu Hause fühlte ich mich nicht sehr wohl. Ich kam mir vor wie ein Legionär, der sich nicht von der Legion trennen konnte. Ich hatte Fernweh nach Algerien. Ich wurde sehr scheu und alles zusammen paßte mir nicht. Schon am dritten Tage merkte ich, daß ich zu Hause nichts zu melden hatte. Es herrschte das Frauen-

regiment und ich hatte zu „guschen“.

Zum Schluß meiner Reise möchte ich noch sagen:

„Mit dem Hut in der Hand,
kommst du durch das ganze Land.
Und frönt der Reiche seinen Lüsten,
ihn trägt der D-Zug durch die Wüsten.
Mich mußten meine Füße tragen,
oft ohne Geld und leerem Magen.“

P.S.: In Details konnte ich natürlich nicht alles niederschreiben. Es würde viel zu lang werden. Da meine rechte Hand gelähmt ist, konnte ich selbst nicht schreiben und deshalb war Frau Pfurtscheller so gut und schrieb diese Memoiren auf. Dafür möchte ich ihr herzlich danken.

Der Verfasser:
Ludwig Hagele“

Quelle: Vorstehende Lebensgeschichte wurde mir von Gertrud Falkner am 16.05.2022 aus dem Nachlass von Robert Falkner übergeben; in der Hoffnung, dass sie damit der Nachwelt erhalten bleiben.

Ergänzung:

Durch den Sohn Alois Hagele und dessen Familie wurde der Veröffentlichung im Juni 2024 zugestimmt. Der Maurerpolier Ludwig Hagele heiratete am 18.10.1947 Josefine Hausegger aus Telfs. Als Trauzeugen waren Maurermeister Albin Auer aus Telfs und Tischlermeister Josef Danninger aus Pfaffenhofen anwesend.

Der Ehe entstammen die Kinder Monika und Elisabeth, beide am 08.03.1948 in Innsbruck geboren, sowie Alois, geb. 10.2.1953, Innsbruck.

Bearbeitung: Hansjörg Hofer, Telfs - Juni 2024